

Zeitschrift: Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art
Herausgeber: Visarte Schweiz
Band: - (2001)
Heft: 2: Ende = Fin = Fine

Artikel: Gianni Motti gibt drei Meter zu
Autor: Herzog, Samuel / Kladler, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-626512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gianni Motti gibt drei Meter zu

Samuel Herzog und Kurt Kladler laufen einen Marathon

Anlässlich von «Transfert», der zehnten Schweizer Plastikausstellung in Biel, liess der Genfer Künstler Gianni Motti am 17. Juni 2000 den Bieler Marathon-Lauf um drei Meter verlängern, um die «Gianni-Motti-Zeit» zu stoppen. Samuel Herzog und Kurt Kladler haben Trainingshosen und Turnschuhe vom Estrich geholt, um sich bei einem Marathon über die Aktion des Künstlers und Fragen des Endes zu unterhalten. Ihr Lauf dauerte vom Montag, 15. Oktober, 14 h bis Dienstag, 16. Oktober, 22 h – mit einer Unterbrechung von acht Stunden während der Nacht. Die Ausschnitte aus ihrem Gespräch machen deutlich, wie schwierig bei sportlich beschleunigten Überlegungen ein Ende zu finden ist.



Gianni Motti, Finishing, 2000

SH: Magst du noch?

KK: Schon, ist doch eine gute Sache. Noch dazu ein Marathon, da fühl ich mich gleich irgendwie besonders. Die Selbstzweifel werden schon noch kommen, aber bis dahin versuch ich eben sehr «heroisch» zu sein. Die Luft, das Licht, die Landschaft, ist das nicht herrlich hier draussen?

SH: Ich könnte mir auch vorstellen, dass ich all das mit einem Glas Wein in der Hand von einer Picknick-Decke aus genieße – während mir unanständige Zärtlichkeiten ins Ohr geflüstert werden. Aber wie viele Kilometer haben wir denn nun schon?

KK: Kilometer? Wir müssten knapp davor sein.

SH: Knapp vor was?

KK: Entschuldige, aber das spinatgrüne Etwas von Hügel hat mich ein wenig ausser Atem gebracht. Da vorne an der Biegung haben wir den ersten Kilometer hinter uns. Wenn du es mit den Metern so genau nimmst, wie viele müssen wir denn traben?

SH: 42 200 Meter ganz genau. Aber vielleicht auch noch mehr, wer weiss. Vor einem Jahr hat ja Gianni Motti, ein Künstler aus Genf, den Bieler Marathonlauf um drei Meter verlängert – und da die «Gianni-Motti-Zeit» gestoppt. Künstler wissen eben nie, wann genug ist – gerade das aber macht sie ja vielleicht zu Künstlern.

KK: Drei Meter, hm, gerade so, dass es nach was aussieht, drei Zentimeter fände ich witziger. Er wird sich wohl Grundsätzlicheres gedacht haben.

SH: Grundsätzlicher könnte man diagnostizieren, dass da eine Art Urprinzip heutiger Kunst zur Anwendung gekommen ist: Man nehme einen Marathonlauf, hänge noch drei Meter an und sehe, was dann passiert.

KK: Wenn ich mich an diese Marathon-Geschichte recht erinnere, starb in antiken Vorzeiten der Überbringer einer freudigen Siegesbotschaft. Die Siege, die in der Kunst errungen werden, bedürfen wohl eines längeren Weges, vielleicht soll auch das Sterben aufgeschoben werden? Es kann aber auch sein, dass es gar keine Siege zu vermelden gibt!? Wer weiss. Natürlich ist es eine Irritation, wenn ausgerechnet jene Strecke, der nun Abertausende entlanghecheln, um drei Meter verlängert wird.

SH: Die zeitgenössische Kunst ist ja vielleicht eben immer schon Kunst nach dem Ende der Kunst – sie braucht diese Geschichte, dass sie nach dem Ende kommt. Das ist wohl das anhaltend Avantgardistische. Man könnte es aber auch noch anders sehen: Wenn Gianni Motti eine Marathonstrecke um drei Meter verlängert, dann macht das ja für den Läufer kaum einen Unterschied – mit dem Schwung von 42,2 km schafft er das wohl spielend. Aber vielleicht ist das der Reiz bei der Sache.

KK: Du redest von Schwung, während mir schon in fast unanständiger Weise die Zunge zum Hals raus hängt. Gut, zugegeben, das mit dem Schwung. Der Motti ist aber sicher kein praktischer Mensch, weil Künstler, versteht sich von selbst, denke ich mal. Ich glaube viel eher, dass es ihm um eine Karikatur unserer hundertstelsekundenmillimeterbesessenen Zeit geht – und im Drüberwischen wischt er all denen eins aus, die da glauben, ihren Individualismus in persönlichen Bestzeiten beweisen zu können.

SH: Wahrscheinlich hast du Recht. Mich macht das auch etwas traurig. Manchmal habe ich das Gefühl, dass die Kunst immer entweder fast religiöse Ansprüche hat oder eben – wie du sagst – irgendjemandem eins auswischt. Ich glaube überhaupt, dass man das noch gar nicht so recht erkannt hat: Viele Kunst der letzten Jahre ist auch einem Ismus gefolgt, dem Einsauswischismus. Etwas anderes scheint heute schwierig zu sein, zu riskant vielleicht. Das heisst: Es gibt ja auch noch die ganze sozial engagierte Kunst – ob ich darüber jetzt nachdenken will ...

KK: Das ist wie mit dem Marathon selbst, das Nachdenken lenkt ab, und die Künstler dürfen uns was vordenken, auch wenn es «nur» drei Meter sind. Die sind möglicherweise spannender als die so genannte «engagierte» Kunst. Was sagst du dazu: Unser Marathonman Motti tut so, als könnte er als Künstler unseren eigenen Leistungsfimmel auf die leichte Schulter nehmen. Wenn er aber denkt, dass er eine eigene «Gianni-Motti-Strecke» und eine eigene «Gianni-Motti-Zeit» als Kunstwerk etablieren kann, dann karikiert er sein Künstlertum selbst. Er versucht, individueller zu sein als die ausgefuchstesten Individualisten, indem er sich über die wackelige Hintertreppe der Kunst in den olympischen Sport-Himmel einzuschleichen versucht – im neuesten Sportdress der Saison, genüsslich aufgewertet durch ein antikes Stirnband aus den frühen Siebzigern. Die werden sich aber weiterhin um ihre Hundertstelsekunden kümmern. Was dann?

SH: Ist es nicht geradezu nötig für die Glaubhaftigkeit von Kunst, dass sie scheitert? Dass sie also nicht bloss immer nach dem Ende kommt, sondern immer auch vor dem Ziel, das sie sich gesteckt hat, bereits ein Ende findet. Stell dir mal vor, sie würde nicht scheitern: Kippenbergers U-Bahn-Netz würde wirklich gebaut, die Welt wäre wirklich so bunt wie Pipilotti Rist sich das wünscht, alle würden beim Metzger ganze Ochsen bestellen wie Nitsch ...

KK: Stimmt, ich war versucht, das allzu unmittelbar zu nehmen. Was auch kein Wunder ist, wenn du bedenkst, dass wir uns hier Meter um Meter abstrampeln – und Motti im Zeichen der Kunst noch weitere drei Meter in Aussicht stellt. Vielleicht ist dein Gedanke zum Spiel mit dem Ende der Kunst zielführender. Man fügt eine Kleinigkeit von drei Metern zu einer elendslangen und Ehrfurcht einflössenden Traditionsstrecke dazu, und schon ist man Erster. Positiv gesehen, kann es genau das Gegenteil bedeuten. Es genügt eine minimale Verschiebung der Grenze – grossartiger Aufwand würde nicht mehr vermögen – um deutlich zu machen, dass wir uns wie sklavisch an Regeln halten, die selbst eine kulturelle Übereinkunft darstellen, eine Abmachung, die auch verändert werden kann. Der Schritt zu dieser Freiheit

beträgt nicht mal drei Meter, und dann ist es egal, ob du Erster bist.

SH: Ich bin da ein wenig skeptisch. Kann die Kunst das wirklich leisten? Natürlich überschreitet sie Grenzen und zeigt damit gesellschaftliche Regeln oder Konventionen auf, an die wir uns vielleicht gar nicht unbedingt halten müssten. Indem die Kunst sich gleichzeitig aber immer an ihre eigenen Regeln hält, bleibt diese Überschreitung letztlich immer nur symbolisch. Und die Regel, die Kunst am meisten innerhalb der Grenzen sozialer Konventionen hält, lautet doch, dass Kunst immer als Kunst erkennbar bleiben muss – zumindest für einen eingeweihten Kreis. Damit haben Künstler den gleichen Status wie etwa Polizisten: Sie dürfen – weil sie Künstler oder Polizisten sind – unter gewissen Umständen bestimmte Dinge tun, für die andere von der Gesellschaft sanktioniert werden: Zum Beispiel mit Blaulicht und hundert Sachen durch die Stadt rasen oder eben mit einem blutenden Kuhhaupt bekleidet durch die Innenstadt spazieren ...

KK: Natürlich hat die Kunst Regeln, eine ganze Menge sogar. Aber diejenigen, die das am wenigsten wissen wollen, sind die Beteiligten am Kunstfeld selbst, und das mit gutem Grund. Es gilt, ein symbolisches Kapital zu verteidigen, die «Künstlerische Freiheit». Unsere Gesellschaft braucht scheinbar ein positiv besetztes Bild des gesellschaftlich Anderen, den Bereich, in dem die Verwertungszwänge, Selbstdisziplinierungsrituale, schliesslich das Verkaufen der Lebenszeit für Erdenlohn, nicht gelten. Diese Statusautorität kommt beiden Seiten zugute, den Kunstproduzenten und dem Publikum. Leider ist die Bedingung dafür die Verdrängung der Einsicht in die Regeln, und das Verdrängte kehrt ja bekanntlich wieder.

SH: Aber ist es nicht so, dass Kunst aus der Sicht der Gesellschaft immer wieder als etwas erscheint, das konsumiert werden will, mit dem man sich auseinander setzen soll, das einen Anspruch stellt, Veränderungen – und seien sie noch so bescheiden – provozieren will. Und dabei geht es doch vielmehr um die Person des Künstlers, sich – als Individuum wohl-

verstanden – unter dem Schutz des Labels «Kunst» von gewissen Zwängen und Regeln befreien kann. Das heisst: Das «symbolische Kapital», wie du es nennst, kann nur dann eine Bedeutung für das Publikum haben, wenn dieses auch bereit ist, die Produkte des Künstlers als Reliquien von dessen Freiheit als Subjekt zu akzeptieren – und das zu schätzen. Nicht nur das Kaufen, auch das Betrachten von Kunst oder das Reden darüber wird so ja ebenfalls zu einem symbolischen Akt.

KK: Der Schutz durch das Label ist meiner Meinung nach trügerisch, da der Preis oftmals der ist, nicht ernst genommen zu werden, weil es eben nicht «wirklich» ist, eben «nur» Kunst. So gesehen ist der Weg der Kunst letzten Endes immer etwas länger, auch wenn sie unsere Kurzweil versüssst.

SH: Was meinst du genau mit diesem «etwas längeren» Weg zur Kunst?

KK: Ich habe oft den Eindruck, dass die Künstler das Unterhaltungsbedürfnis eines jungen und durchaus kunstsinnigen Publikums unterschätzen. Denn, wenn diese drei Meter für eine Kritik unserer Rekordfixiertheit stehen oder auch den Regionalismus ironisch zur Schau stellen, der im Bieler Motti-Marathon seinen Ausdruck findet oder gar die zahlreichen persönlichen Bestleistungen ganzer Hundertschaften von Künstlerinnen und Künstlern an Bi- und Triennalen verulkt, was solls! Wir geniessen die kilometerlange Quälerei und die Kritik gleich dazu, macht es nur noch «gehaltvoller», «extravaganter» usw.

SH: Trotzdem: Was meinst du mit dem «Weg der Kunst», der «etwas länger» sein soll. Was für ein Weg? Länger als was?

KK: Wie der kürzeste Weg zum Glück. Überrascht? Wäre aber als Antwort nicht schlecht. Es läuft aber auf den Begriff des Aufschubs hinaus und da ist jede Strecke kurz oder lang genug.

SH: Des Aufschubs?

KK: Nun, damit habe ich kostbare Zeit in Seminaren zu Derrida und Lacan verbracht. Du darfst raten – auch eine Form des Aufschubs.

SH: Ich verstehe einfach nicht, was da aufgeschoben wird. Ich sehe in dem Motti-Marathon eher eine andere Strategie, die des «Anhängens»: Denn da wird doch an etwas, das eine genau bestimmte Länge und also auch Form hat, etwas angehängt. Das ist, als käme nach dem Ende des Films noch ein Stück Film dazu.

KK: Mir geht es aber gerade um dieses Stück, das dazukommt als Erweiterung der Strecke, die das Ende nach hinten verschiebt. Weil es unerheblich ist und man in beliebiger Weise dieses Spiel fortführen könnte, geht es mir um diesen Modus, den ich ja vorhin mit der Nennung prominenter Namen auch ins Spiel gebracht habe. Es ist wie ein Sinnversprechen, das durch die Nennung von Philosophen mit zureichender Reputation im Schimmer einer Aureole des Bedeutungsvollen erglänzt. Sieh es doch mal so: Du hast drei Meter und dazu fügst du «den Marathon». Es soll ja freilich kein Lese- und Erklärungs-marathon werden, aber ein Prinzip und damit eine Deutungsmöglichkeit wird so vielleicht sehr unmittelbar einsichtig.

SH: Genau das passiert ja heute recht oft mit Kunstwerken. Die Werke selbst stellen drei Meter dar. Die Interpretation aber und auch die Inszenierung hängen an diese drei Meter einen Marathon an – und entlang der Strecke tauchen dann immer wieder die von dir erwähnten Zaungäste jeder tiefer gehenden Interpretation auf – Lacan, Derrida, Foucault, Lyotard, Deleuze usw. Alles Philosophen oder Soziologen und Psychiater, die sich ja gerade auf die drei Meter nach dem Ende des Marathons spezialisiert haben – möchte man meinen. Womit ich sie nun auch bedeutungsvoll in die schwitzende Runde geworfen hätte. Was ich aber da mit den drei Metern nach dem Ende meine, ist, dass es da ganz wenig Material gibt, wie oft in der Kunst heute, es ist ein ganz mageres Angebot – und gerade deshalb bietet es für theoretische Überlegungen oder Interpretationen nur ganz wenig Reibungsfläche. Die muss dann eben woanders gesucht

werden – zum Beispiel in den schwer verständlichen Texten französischer Philosophen der so genannten Postmoderne. Und was wir hier machen, ist eigentlich genau dasselbe. Auch wir pumpen und pumpen an diesen drei Metern herum, machen sie zum Marathon. Obwohl es doch kaum etwas dazu zu sagen gibt. Also machen wir hier auch Interpretation nach dem Ende der Interpretation. Wir fahren voll auf die drei Meter ab.

KK: Welche Alternativen stehen denn noch offen? Wir haben bereits eine gute Strecke hinter uns, und der Dauerlauf ist eine Disziplin, die uns auch Lust bereitet. Er zwingt uns, unsere eigenen Anliegen und Ansprüche ernst zu nehmen. Sie werden selbst zum Thema, da einem derartigen Laufpensum starke Motive zu Grunde liegen müssen.

SH: Vielleicht müsste man einfach ein wenig klarer sein. Von Anfang an deutlich machen: Es geht hier nur um drei Meter, aber wir machen ein riesiges Theater – oder eben einen Marathon draus. Oder um es anders zu sagen – und gleichzeitig ein früheres Element unseres Gesprächs aufzunehmen: Vielleicht ist das, was wir zum Beispiel jetzt hier betreiben, auch eine Form von Freistoss. Vielleicht geht es uns nur darum, etwas Eigenes dadurch zu formulieren, dass wir uns an den Regeln des Betriebs reiben – zum Beispiel, indem wir ja doch auch ein wenig daran zweifeln, dass in diesen drei Metern die ganze Welt steckt. Das kann dann wiederum für den Leser auch eine Art symbolischen Effektes haben – denn auch unser Text ist für ihn ja nicht mehr als eine Reliquie unserer durch das Schreiben vielleicht erlangten Freiheit. Er kann nicht daran teilhaben – er kann sich nur daran erfreuen, dass es das gibt. Will er etwas anderes, dann muss er selbst in einen Prozess einsteigen, der dann aber wiederum ausschliesslich für ihn von Bedeutung ist. Der Marathon ist also nur für den befreiend oder vielleicht auch sinnstiftend, der ihn läuft – für alle anderen bleibt er eine undurchsichtige Zone, höchstens ein Versprechen, das der drei Meter vielleicht. Das erinnert mich an das, was, bitte entschuldige, Foucault beim Tod von Lacan gegenüber einer italienischen Zeitung gesagt hat: «Lacan wollte, dass die Dunkelheit

seiner Schriften die Komplexität der Sache ausdrücke, und er war überzeugt, dass die für ein Verstehen dieser Schriften notwendige Arbeit eine Arbeit sei, die man an sich selbst durchzuführen habe.» Das kann man akzeptieren, vielleicht auch für sich selbst beanspruchen – aber man sollte dann aufhören, von Interpretation zu reden. Es geht darum, dass die Texte sein dürfen – nicht darum, dass sie da sind.

KK: Mit dem Projekt bin ich einverstanden, und ich weiss auch den Vorteil all jener bisherigen Läufe zu schätzen, die es mir jetzt ermöglichen, mich frei durch die Landschaft zu bewegen. Der Lauf hat ja keinen ausgewiesenen Ort als Ziel, er ist eine Wegdistanz. Jeder kann so seinen Marathon laufen, wenn er diese genau bestimmte Strecke läuft. So gesehen sind mir die drei Meter auch recht lieb, da sie im Grunde unerheblich sind, ein Modus, der in Gang hält und Vergleiche ermöglicht, eine Reihe von Ereignissen bildet. Vielleicht ist es gerade die notwendige Anstrengung, die uns während dieses Laufens auch von dem entfernt, was wir als Selbst empfinden, vielleicht werden jene Kontrollinstanzen durch eine subtile Form der Auszehrung so geschwächt, dass wir erkennen, wie es uns läuft. Wir haben das nüchterne Vergnügen, die ganze Zeit über aus drei Metern Entfernung zuzusehen.

SH: Magst du noch?

KK: Kaum, auch wenn die Landschaft immer noch ganz bezaubernd ist – wie weit ist es denn noch?

SH: Hinter der Biegung da vorn sind es, so glaube ich, nur noch drei Meter.

KK: Die Anstrengung hat mich noch ganz milde gestimmt, also dann, auf zum Endspurt. Mir kommt nämlich in den Sinn, dass die Geringfügigkeit so manchen Anlasses zur Kunst dazu verführt, die Kunst weniger ernst zu nehmen als das dadurch initiierte Gespräch. Eine fatale Sache, wenn du mit dem ohnehin schon marathonmässig geschwächten Fuss in die Schlinge einer derartigen List tappst. Wenn eine derartige Schlingelei

dann gar kein künstlerisches Kalkül ist, bist du noch ärmer dran. Im Unrecht sowieso, und die anderen Vorwürfe kannst du dir inzwischen ausdenken. Vielleicht sind gerade das die eigentlichen Siege der Kunst, die Geringfügigkeiten und Missverständnisse, die dann aber gleich auf eine unmissverständliche Art

ernst genommen werden. Sie zeigen immerhin, dass es um etwas geht, auch wenn du nur weisst, wie lange die Strecke sein soll.

SH: Ja, jetzt sind wir an der Kurve...

